

SARAH BENEDICT
Das Haus der
blauen Schmetterlinge

Buch

1932, Port Rabaul in der Südsee. Auf einer Hochzeit kreuzen sich die Wege der Prinzessin Elsa Fa'alua Jensen, die den deutschen Handelsmann Henning Matthes heiratet, der französischen Prostituierten Paulette, die dem reichen, für seine Extravaganz berühmten Engländer Titus Warwick Gesellschaft leistet, und der polynesischen Kellnerin Iolana. Elsas Ehe steht unter keinem guten Stern, und als sie bereits kurz nach der Trauung auf sich allein gestellt ist, findet sie Unterschlupf bei Titus Warwick. In dem traumhaften Haus über der Hafenstadt, durch dessen paradiesischen Garten blaue Schmetterlinge flattern, trifft Elsa Paulette und Iolana wieder. Schon bald schweift ein düsteres Geheimnis die Frauen aneinander...

Autorin

Sarah Benedict lebt und arbeitet in Deutschland und auf Gran Canaria. Sie hat bereits einige sehr erfolgreiche historische Romane und einen Kriminalroman unter anderem Namen veröffentlicht.

Bei Blanvalet außerdem von Sarah Benedict lieferbar:

Der Duft der grünen Papaya (38056)

Sarah Benedict

Das Haus der
blauen Schmetterlinge

Roman

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Originalausgabe Februar 2014 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © 2014 by Blanvalet Verlag, in der

Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagillustration und -motiv:

© Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

Redaktion: Angela Troni

ES · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38187-6

www.blanvalet.de

Erster Teil

»Prinzessin«

Vergiftete Hochzeit

9. Mai 1932

Mit erfrischender Kühle und wunderbarer Gleichmäßigkeit strömte der Passatwind in die Matupi Bay hinein, und Elsa hielt ihm das Gesicht wie einem Liebhaber entgegen. Einen Gin Pahit in Händen, blickte sie von der Hotelterrasse auf Port Rabaul, das einst deutsche Kolonie gewesen und nach dem Ersten Weltkrieg an Australien gegangen war. Papua-Neuguinea war ein ihr unbekanntes und doch vertrautes Land. Die Bucht war anders als alle Buchten, die Elsa von ihrer Heimat Samoa kannte, was an den gewaltigen Höhen lag, die Port Rabaul flankierten. Ein Gebirge von gutmütigen Wolken ragte über dem Gebirge von schwarzen, unberechenbaren Vulkanen auf, vier, fünf, sechs oder mehr an der Zahl, böse alte Männer, der Tavurvur, der Sulphur, der Matupit, Gesandte des Feuergottes.

Trotzdem fühlte Elsa sich irgendwie zu Hause, war ihr vieles vertraut, etwa die auf den Riffen hockenden Kinder mit ihren Angelschnüren, die in der Mitte der Bay sacht schwankenden Boote, die Gesänge am Strand, die Schreie der Tiere aus dem nahen Wald, das geisterhafte Leuchten kurz vor Sonnenuntergang ... Der Sand färbte sich orange, ebenso wie die Stämme der Kokospalmen

und die Häuser der Weißen, Elsas Hochzeitskleid und die schneeweißen Uniformen der polynesischen Hotelkellner drinnen im Festsaal. Das Licht umschloss die ganze Welt, als wolle es sagen: Ihr da unten gehört alle zusammen.

Die da unten sahen das jedoch anders. Es gab eine Welt der Weißen und eine Welt der Einheimischen, die beide das Kunststück zuwege brachten, am selben Ort zu existieren, ohne sich zu berühren. Auf der Straße ging man grußlos aneinander vorüber, am Strand fischten und wuschen die einen, während die anderen Federball spielten, in den mit Palmstroh gedeckten Hütten am Stadtrand wurde allabendlich gesungen, in den steinernen Häusern auf den Hügeln stellte man die Grammophone an. Eine jahrtausendealte Musik traf auf Verdi und Wagner, gelegentlich auch auf Swing, sie kollidierten unter den Laterne, lösten sich wieder voneinander und entschwebten ihrer Wege. Als seit früher Kindheit verwaiste Tochter des deutschen Handelskapitäns Uwe Jensen und der samoanischen Prinzessin Letii verstand Elsa diese Trennung besser als jeder andere. Bereits in ihrem Taufnamen spiegelte sich der Konflikt oder, freundlicher ausgedrückt, der Kontrast der Kulturen, der sich durch alle Bereiche ihres jungen Lebens zog. Vermutlich war sie die einzige Person auf der Welt, die mit Vornamen Elsa Fa'alua hieß.

Der Name war nur das deutlichste Anzeichen dafür, dass sie eine ungewöhnliche und einsame Kindheit gehabt hatte. Zwar war die königliche Residenz ihr Zuhause gewesen, allerdings hatte sie dort gelebt wie Aschenputtel, eine lästige familiäre Verpflichtung, hervorgegangen aus einer Mischehe. Niemandem hatte sie es recht machen können, so sehr sie sich auch anstrengte. Alle hatten we-

gen der kleinsten Kleinigkeiten an ihr herumgenörgelt. Sie kam sich vor wie eine Vertriebene im eigenen Land. Die anderen Kinder, sowohl die der Weißen als auch die der weitläufigen Königsfamilie, mieden sie auf Weisung ihrer Eltern, weil sie von einem Angehörigen der ehemaligen Kolonialmacht abstammte. Die Betonung lag auf ehemalig. Die Machtverhältnisse hatten sich geändert, und einen Deutschen zum Vater zu haben galt als peinlich. Elsa – ihr Name war zu einem Schimpfwort geworden, so als hieße sie »Stinker«, und auch später, als Erwachsene, hatte man ihr keine Zuneigung entgegengebracht. Der Plan der Familie war gewesen, sie mit irgendeinem anderen Mischling aus Samoa zu verheiraten oder mit jemandem, der in dem Bund mit ihr mehr Vorteile als Nachteile sah, einem kleinen Beamten vielleicht, dessen Karriere eine Ehefrau mit königlichem Blut förderlich sein konnte.

Elsas Plan war jedoch ein ganz anderer. Schon mit elf Jahren hatte sie erkannt, dass Samoa nicht ihre Heimat bleiben konnte. Während die anderen Kinder miteinander spielten, war sie zu einer kleinen, einsamen Bucht gegangen, wo Hunderte blauer Schmetterlinge flatterten, und hatte Bücher gelesen – europäische Bücher, Biografien wie die über Rembrandt, Mozart und den Sonnenkönig, die Stücke von Shakespeare, Schiller und Molière, Werke von Tolstoi, Stoker, den Brontë-Schwwestern, Stefan Zweig ... Sie verschlang alles, von den Klassikern bis zu Arthur Conan Doyles Detektivgeschichten – und nebenbei lernte sie auch noch mehrere europäische Sprachen. Mit achtzehn kamen die Liebesromane von Hedwig Courths-Mahler dazu. Der »rettende Prinz«, auf dessen Erscheinen man sich in diesen Büchern verlassen konnte,

hatte es Elsa angetan. Sie fieberte umso stärker mit den Protagonistinnen, je mehr sie selbst auf den Prinzen wartete, der sie erlöste.

Ein paar Arme umschlossen Elsas Taille von hinten.

»Hier sind Sie also, Frau Matthes«, flüsterte Henning ihr ins Ohr. »Ich dachte schon, du wärst mir weggelaufen.«

Sie lehnte ihre Wange gegen seine. »Da wäre ich schön dumm. Ich hörte, wie dich manche hier als den schönsten Junggesellen der Südsee bezeichnet haben.«

»Der heute die schönste Jungfrau der Südsee geheiratet hat. Habe ich dir schon gesagt, dass du in diesem Hochzeitskleid umwerfend aussiehst?«

»Dreimal.«

Sie trug eine Kreation aus weißer Pariser Chiffonseide mit einem Brokatschleier, ihr erstes europäisches Kleid. In Samoa hatte sie traditionelle Kleidung tragen müssen – nicht etwa Baströckchen, die gehörten der Folklore an, sondern luftige, leichte, knielange Gewänder in bunten Farben. Viele Jahre lang hatte Elsa sich gewünscht, einmal wie eine Weiße angezogen zu sein. Daher war ihre Wahl auf ein besonders festliches, ja, pompöses Hochzeitskleid gefallen. Als sie es zum ersten Mal anprobiert hatte, war ihr der Schreck wie ein Stromstoß durch die Glieder gefahren. Das Kleid war wunderschön, und genau deswegen, so fand sie, passte es nicht zu ihr.

Immer wenn Henning sie lobte und bewunderte, war ihr danach, sich umzudrehen, um sich zu vergewissern, dass da keine andere Frau stand. Elsa hatte keine hohe Meinung von ihrem Aussehen. Hatte ein Junge oder Mann sie angestarrt, so hatte sie das immer auf ihre Andersartigkeit zurückgeführt, denn sie war einen halben

Kopf größer als ihre zahlreichen Kusinen. Diese hatten, im Gegensatz zu ihr, große Brüste und kleine Stupsnasen und entsprachen somit dem gängigen Schönheitsideal Ozeaniens. Auch war Elsas Haut heller als die typisch samoanische, nämlich karamellfarben, und ihre schwarzen Haare fielen nicht so schön weich, weshalb sie sie stets hochsteckte und nie, wie die Sitte es vorsah, lang und offen trug. Somit war Elsa auch in dieser Hinsicht eine Außenseiterin.

Henning war der Erste, der sie als »schön« bezeichnet hatte. Er war der Sohn eines Reeders und designerter Erbe eines Handelshauses, das Kontakte in die Südsee zu knüpfen versuchte. Sie waren sich zufällig in der Residenz über den Weg gelaufen, und er war Elsa zu ihrer Lieblingsbucht gefolgt. Sie fragte ihn über Deutschland aus. Er erzählte ihr alles, was sie wissen wollte, und staunte, wie viel sie bereits wusste. Jeden Tag, pünktlich um drei Uhr nachmittags, war er von da an zur Bucht gekommen. Mit seinen achtundzwanzig Jahren war er noch jung, er sah gut aus, war freundlich, zärtlich und liebevoll, kam von weit her ... Nicht von irgendwo, sondern aus Bremen, der Heimat von Elsas Vater, den sie als kleines Kind verloren hatte. Der Heimat, die sie noch nie, außer auf Fotos, zu Gesicht bekommen hatte.

Die Stunden mit Henning in der Bucht waren die schönsten, die Elsa je erlebt hatte. Sie gierte nach seinen Komplimenten, putzte sich heraus, so gut sie konnte, vergaß sogar die Bücher und dachte die ganze Zeit über nur an ihn. Als er ihr drei Tage vor seiner Abreise einen Heiratsantrag machte, war es für Elsa, als überreiche er ihr die Schlüssel für den Käfig, in dem sie seit ihrer Kindheit

festsaß. Es war, als hebe er sie auf seinen Schimmel und ritte mit ihr direkt ins Paradies.

»Was hat es eigentlich mit dem kleinen Etui auf sich, das du mir vorhin gegeben hast, meine Prinzessin?«

Sie lächelte. »Du bist verwundert, nicht wahr?«

»Na ja, ich habe eine Muskatnuss darin gefunden.«

Ihr war das alles ein wenig peinlich, und sie war froh, dass Henning immer noch hinter ihr stand und sie ihm daher nicht in die Augen sehen musste. »Nenne mich meinetwegen eine alberne Gans, aber ... Ich habe in einem Buch von Hedwig Courths-Mahler gelesen, dass ...«

»Du meinst diese Kitschromanautorin?«

»Genau die. In einem ihrer Romane überreicht eine sterbende Großmutter ihrer geliebten Enkelin eine Kastanie und sagt, sie solle sie dem Mann schenken, von dem sie sicher sei, ihn für immer zu lieben. Zehn Jahre später ist es dann so weit. Mich hat leider keine Großmutter geliebt. Die Mutter meiner Mutter hat nie auch nur ein nettes Wort zu mir gesagt, vermutlich weil ich sie zeit ihres Lebens an die ›Verfehlung‹ ihrer Tochter erinnert habe. Also habe ich mir vor Jahren selbst auferlegt, dem Mann, den ich für immer lieben werde ...«

»... eine Muskatnuss zu schenken.«

»In Ermangelung einer Kastanie.«

Er umfing sie noch fester, was sie sehr genoss. Am meisten hatten ihr immer die Umarmungen gefehlt. Seit ihre Eltern gestorben waren, war sie nicht mehr liebkost worden. Das war am schwersten gewesen. Die Bücher und die Schmetterlinge konnten einiges ersetzen – Freundschaften, Geschenke, Aufmerksamkeit –, nicht aber die Liebe.

»Ich halte dich ganz sicher nicht für eine alberne Gans«,

sagte Henning, »und auch ich werde dich für immer lieben, Prinzessin. Ich freue mich schon auf nachher, wenn wir ins Bett gehen. Sag mal, wirkt Muskat nicht aphrodisierend?«

»Um Himmels willen, du darfst die Nuss doch nicht zerreiben!«

Er lachte. »Es war nur ein Spaß. Das mit der Nuss, meine ich. Das davor nicht.«

Elsa wurde nervös, wenn sie an die Hochzeitsnacht dachte. Henning hatte sie noch nie nackt gesehen. Würde sie ihm gefallen? Zugleich vertraute sie ihm, er würde sie führen, lieben ... Sie sehnte sich nach seinen Blicken, Berührungen und zärtlichen Worten.

Er sagte: »Vorher haben wir leider noch einige Pflichten zu erfüllen. Die ersten Hochzeitsgäste treffen bald ein. Kommst du?«

»Gleich. Geh schon mal vor.«

Sie blickte ihm nach und konnte ihr Glück kaum fassen. Elsas Kusinen hatten es zu verbergen versucht, aber sie waren allesamt neidisch auf sie gewesen, weil sie einen solch attraktiven Mann abbekommen hatte. Henning hatte blonde Haare, tiefblaue Augen, eine sportliche Figur, wemgleich er von leicht unterdurchschnittlicher Größe war. Er war elegant gekleidet, konnte sich ausdrücken und lachte gerne – seine Witze hatten sogar den König amüsiert. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht war er eine gute Partie. Aber was das Wichtigste war: Er trug Elsa auf Händen.

In den Tagen der Überfahrt von Samoa nach Port Raubaul war Elsa jeden Morgen mit der Frage aufgewacht, ob das alles nur ein Traum gewesen war – oder ein Roman

von Hedwig Courths-Mahler. Sie hatte nämlich nicht nur den Mann fürs Leben gefunden. Es schloss sich auch ein Kreis, denn die Heirat mit Henning bedeutete die Anerkennung und natürliche Fortführung ihrer deutschen Wurzeln. Ihr Vater wäre gewiss stolz auf sie.

Noch einmal wandte sie das Gesicht dem Strand zu, der vom Hotel nur durch eine Uferstraße und eine akkurate Reihe von Palmen getrennt war. Die Gesänge, die von dort kamen, konnte sie nicht in ihrem Wortlaut verstehen, wohl aber in ihrem Ausdruck. In der Südsee gab es Hunderte von Idiomen, jede Insel hatte praktisch ihre eigene Sprache. Aber das tiefere Verständnis, aus dem die Lieder wuchsen, war dasselbe. Die Weite des Stillen Ozeans trennte ihre einheimischen Bewohner nur räumlich, und so war Port Rabaul, wenngleich Tausende Meilen von Samoa entfernt, ihr fast so nahe wie die Heimat ihrer Jugend. Letztere war nun vorbei. Ein paar Wochen würde sie mit Henning noch hierbleiben, bis er seine Geschäfte erledigt hatte, doch in Gedanken wandte sich Elsa längst der zweiten Heimat zu, die seit Kindertagen in ihrem Herzen lebte.

»Endlich!«, seufzte sie.

Rund einhundert Personen kamen zur Feier ins Hotel »Kronprinz«: Deutsche, Briten, Australier, Holländer, Amerikaner – alles, was Rang und Namen hatte. Die meisten waren wie Henning Geschäftsleute, die an den natürlichen Ressourcen der Insel verdienten, den zwei großen K: Kokos und Kautschuk.

»Wo werden Sie leben?«, fragte eine ältere Dame Elsa.

Es war das erste Mal, dass sie dem ausgesetzt war, was

man allgemein Konversation nannte. In Samoa gab es so etwas nicht, zumindest nicht unter den Einheimischen, und zu den Weißen hatte Elsa ohnehin kaum Kontakt gehabt. Um sich zu üben, las sie seit einiger Zeit englische Romane, die in der Oberschicht der viktorianischen Ära spielten.

»Zunächst hier. Henning muss für seinen Vater noch einige Geschäfte abwickeln, bevor wir zu seiner Familie nach Bremen heimkehren. Wie schade, dass wir so wenig Gelegenheit haben werden, Sie und die anderen Mitglieder der Gesellschaft von Rabaul kennenzulernen. Sie sind alle ganz reizend«, erklärte sie artig.

»Wir werden uns ebenfalls Ihrer erinnern, meine Liebe. Sagen Sie, hatten Sie Mühe, in Ihren Schuhen zu laufen? Ich hatte den Eindruck, als wären Sie mehrmals umgeknickt.«

Man hatte es also bemerkt. Dabei hatte sie tagelang geübt. »In der Residenz sind wir immer barfuß gelaufen«, gab sie zu.

Die alte Dame zog die Augenbrauen hoch. »Ach ... Ähm, nun ja, das ist sicherlich sehr viel ... bequemer.«

»Ich werde üben.«

»Gewiss, gewiss. Sagen Sie, hat die Familie Ihres Gatten Sie mit offenen Armen empfangen?«

»Oh, ich habe sie noch nicht kennengelernt.«

»Sie meinen, seine Eltern wissen noch nichts von der Heirat?«

Elsa stutzte. »Doch ... Natürlich ... Ich nehme es zumindest an ... Sicher ... Wieso auch nicht?«

Die alte Dame lächelte breit. »Natürlich, Sie haben Recht. Wieso sollte er es vor seinen Eltern verheimlichen?«

Sobald Elsa sich von einer Gruppe Frauen abwandte, setzte hinter ihr gedämpftes Geschnatter ein, das sie an jenes von Zwergpapageien erinnerte, und sobald sie sich einer anderen Gruppe zuwandte, verstummte diese für einen Moment, bevor jemand zum Beispiel sagte:

»Was für ein zauberhaftes Hochzeitskleid Sie tragen, meine Teuerste.«

»Danke. Es ist erst vor zwei Tagen mit dem Postschiff gekommen. Die Anprobe war gestern, es musste noch geändert werden. Die Schneiderin hat die Nacht durchgearbeitet, wofür ich ihr sehr dankbar bin. Ich weiß nicht, was ich sonst gemacht hätte.«

»Nun ja, im Baströckchen und mit Blumengirlande vor den Altar getreten, nehme ich an.«

Elsa lachte aus voller Brust über den Witz. Die anderen Frauen fielen mit einigen Sekunden Verzögerung und sehr verhalten ein.

Die Braut fühlte sich wohl auf ihrer Hochzeitsfeier. Sie ging in dem prächtigen Festsaal von einer Menschentraube zur anderen, sah sich um, blieb kurz stehen, wechselte hier und da ein paar Worte auf Deutsch oder Englisch. Dann schritt sie in ihrem prächtigen Pariser Hochzeitskleid als die Königin des Tages weiter, umgeben vom weißen Establishment der Südsee, von Millionären und Magistraten, von Zigarrenduft, Walzermelodien und eleganten Hüten. Sie war dort angekommen, wo sie immer hingewollt hatte: in der Gesellschaft Europas.

»Unfassbar, sehen Sie mal da«, empörte sich Myrtle Maloy, eine australische Dame, und deutete auf den Mann, der soeben den Festsaal betrat. »Dass er es wagt, hier aufzutauchen, auf einer Hochzeit!«

Der Herr war ungefähr fünfzig Jahre alt, eine monumentale Gestalt mit kräftiger Figur und enormer Wirkung. Augen wie Suchscheinwerfer, eisblau, konzentriert, sehr direkt. An fast jedem Finger ein Ring, protzig wie der eines Bischofs, das ganze Abc der Edelsteine an zwei Händen. Etwas Anstößiges spielte um seine lächelnden Lippen.

»Wer ist das?«, fragte Elsa.

»Warwick.« Sie sprach den Namen aus, als spreche sie über eine Amphibie, die die meiste Zeit im Schlamm lebte. »Titus Warwick.«

Eigentlich Titus Cornelius Warwick, ein Engländer, der seit dreißig Jahren in der Südsee weilte. Tadellos gekleidet, war er dennoch ohne Vornehmheit. Das Verruchte drang ihm aus allen Poren, und die Verachtung der Gesellschaft klebte deshalb an ihm wie Sand an einem schweißnassen Körper. Sie ging allerdings nicht so weit, dass man es sich geleistet hätte, ihn nicht einzuladen. Dafür war er einfach zu reich – und sorgte für zu guten Gesprächsstoff auf der an Ereignissen armen Insel. Trotzdem regte man sich jedes Mal über sein Erscheinen auf, immer aus einem anderen Grund. An diesem Tag wegen seiner Begleitung. Er stellte sie als Mademoiselle Paulette vor, und das mit einem solchen Schmelz auf der Zunge, dass selbst dem Letzten klar wurde, welchem Gewerbe das schätzungsweise dreißigjährige Fräulein nachging.

Titus Warwick drückte Elsas Hand einen unanständig langen Kuss auf. »Meinen Glückwunsch, Hoheit.«

Dass er die förmliche Anrede verwendete – die wenigsten Europäer hielten diese Etikette gegenüber einer Südseearistokratin ein –, machte in Elsas Augen seine

anzüglichen Gesten teilweise wieder wett. Sie mochte Exzentriker – aber nur, solange sie ihr nicht den Hochzeitstag ruinierten. Da ihre Gäste empört waren, empörte auch sie sich ein wenig.

»Ab heute einfach nur Frau Matthes«, erwiderte sie kühl und entzog ihm ihre Hand.

»Prinzessin bleibt man ein Leben lang«, schmeichelte er. »Darf ich vorstellen: Paulette. Ich entdeckte sie kürzlich in einem hübschen Gässchen in Kimbe, der Hauptstadt Neubritanniens. Wir sind uns buchstäblich in die Arme gelaufen.«

Ein Raunen ging durch die umstehende Gästeschar wie ein Windstoß durch Blattwerk. Nicht nur dass Titus Warwick eine Prostituierte zu einer Hochzeitsfeier mitbrachte, er benannte sie auch noch öffentlich als das, was sie war.

»Von mir ebenfalls die besten Wünsche«, sagte Paulette in nahezu akzentfreiem Deutsch. Sie war eine schlanke, fast hagere, hochgewachsene Frau, gut einen Kopf größer als Elsa, mit dem Teint einer Bettlägerigen und dem entschlossenen Ausdruck einer Amazone. Zu Letzterem trug unter anderem das glatte, kurze, streng gescheitelte hellblonde Haar bei. Ihre Stimme war ein bisschen kalt, metallisch, hochmütig, so als wolle sie dem skandalgefütterten Raunen der Menschen um sie herum ihren Stolz entgegensetzen. »Ich hoffe, Titus und ich kommen nicht zu spät.«

»Keineswegs«, erwiderte Elsa. »Wir sind noch beim Aperitif.« Sie wusste nicht, wie sie sich der Fremden gegenüber verhalten sollte, war unsicher, ob sie sich einfach nur irritiert oder auch verärgert geben durfte. Von ihrem

Hochzeitstag hatte sie immer gehofft, er möge perfekt ablaufen, ohne Prostituierte.

Bis dahin war alles so gut gegangen: das rechtzeitig aus Paris eingetroffene Kleid, kaum Absagen der geladenen Gäste, die feierliche Zeremonie in der kleinen protestantischen Kapelle von Port Rabaul, die segnenden Worte des Pastors, das üppige Kuchenbüfett ... Mit dieser Hochzeit konnte Elsa vor die Welt treten und sagen: Ich habe alles richtig gemacht, ich bin kein naives, Hula tanzendes Mädchen, keine Kannibalentochter, nicht die Geliebte des Ersten Offiziers der »Bounty«, kein barbusiges, von Paul Gauguin porträtiertes Paradiesvögelchen – ich bin eine Deutsche, meines Vaters Kind.

Eine Hure bei Tisch störte dieses Bild. Es könnte heißen: Was kann man anderes erwarten, wenn eine Hula-Prinzessin heiratet, als dass auf dem Fest Huren tanzen? Sie kam nicht umhin, Paulette insgeheim fortzuwünschen, zurück in das hübsche Gässchen in Kimbe. Sie wollte sie nie wiedersehen.

Die Herren gingen bereits vor dem Dessert dazu über, ihr Blut mit Anisschnaps anzureichern, und die schon leicht angegrauten Damen rührten abseits davon mit Silberlöffeln in ihren ständig gefüllten Teetassen. Elsa war fest entschlossen, sich allen europäischen Gepflogenheiten zu unterwerfen, rührte ebenfalls fleißig, saß steif da und lauschte einer Konversation, die sich hauptsächlich um die Karrieren der Kinder der jeweiligen Damen drehte. Eine Stunde lang hörte sie mit angestrengtem Interesse zu, aber darüber wurde sie müde, ohne dass sie etwas dagegen tun konnte. Bei diesem Thema konnte sie nicht mitreden. Ihr einziger Beitrag bestand darin zu schmun-

zeln, wenn die anderen Damen schmunzelten. Einmal sagte sie sogar etwas, nämlich dass sie hoffe, ihre Kinder würden dereinst in Heidelberg studieren, sie habe gehört, das sei eine hervorragende Adresse. Daraufhin kehrte betretenes Schweigen ein, was ihr klarmachte, dass sie wieder einmal etwas Falsches gesagt hatte.

Nach einer Stunde Konversation sehnte sie sich nach einem Moment des Alleinseins, nach Wind und Meeressausen. Eine weitere halbe Stunde lang konnte sie diese Sehnsucht unterdrücken, dann entschuldigte sie sich, ging erneut auf die Hotelterrasse und atmete tief durch.

Es war längst finster. Vereinzelt schlängelten sich elektrische Lichter die umliegenden Hügel empor, und der Himmel war von einem glitzernden Gespinnst bedeckt. Aus dem Dunkel heraus dröhnte der Ozean. In der Luft lag ein salziger Algengeruch, und je nachdem, woher die Brise wehte, wurde er von tropischen Düften abgelöst. Elsa schaute in die Nacht der Matupi Bay. Sie war ein riesiger geschützter Naturhafen, ein mit Wasser gefüllter Krater am äußersten Ende der Halbinsel Matupi auf der Insel Neubritannien, umgeben von Bergen und Wäldern – der Inbegriff vom Ende der Welt. Von schwankenden Kattamaranen aus warfen die Fischer am Abend ihre Netze in die sanft wogenden Fluten aus.

Als sich Elsas Augen an die Nacht gewöhnt hatten, schälten sich die phantomhaften Umrisse der Vulkane langsam aus dem blauschwarzen Hintergrund heraus.

»Wunderschön und furchteinflößend zugleich, nicht wahr?«

Titus Warwick war auf die Terrasse getreten, ohne dass sie ihn bemerkt hatte. Nun wandte sie sich ihm zu. Sein

großes, nicht besonders schönes Gesicht war kaum zu sehen.

»Ab und zu«, fuhr er fort, »stößt der Tavurvur eine Rauchwolke aus, so als hätte er mal eben an einer Pfeife gezogen und lehne sich gemütlich zurück. Ein prächtiger Täuscher, dieser Berg. Man muss sich bewusst machen, dass unter der Halbinsel die Lava strömt, geräuschlos wie Blut durch einen Körper.«

Warwicks Stimme war rau, dunkel und erotisch, sie verführte zum Zuhören und Nachdenken.

»Wenn es Ihnen so gefährlich erscheint«, fragte Elsa, »wieso leben Sie dann ausgerechnet hier?«

»Ich liebe diesen gepflegten Ort, an dem jederzeit das Urzeitliche in das eindringen kann, was wir Zivilisation nennen.«

»Und wenn das Urzeitliche die Drohung eines Tages wahrmacht?«

»Mich würde es als einen der Ersten erwischen. Darauf lege ich großen Wert, müssen Sie wissen. Ich lebe in der prächtigsten Villa der Insel, wenn nicht des gesamten Archipels, hoch über dem Meer, mir werden die Lavabrocken nur so um die Ohren fliegen.« Er lachte. »Wenn es so weit kommt, werde ich eine Flasche meines teuersten Bordeaux entkorken und dem Untergang zuprosten.«

»Oh, Sie sind entweder verrückt oder ein Angeber.«

»Beides, selbstverständlich.«

Elsa lächelte. Sie mochte die Unterhaltung, die sich komplett von der Konversation der Damen unterschied.

»Vermutlich können Sie sich beides leisten«, sagte sie.

»Und ob!«, rief er. »Die anderen, die da drinnen im

Saal, leben hier, um möglichst viel Geld zu machen. Ich habe jetzt schon mehr Geld, als ich in diesem Leben ausgeben kann.«

Allmählich wurde er ihr ein bisschen zu selbstgefällig, daher warf sie einen kurzen Blick auf seine beringten Hände.

»Unübersehbar«, sagte sie.

Warwick verstand, was sie meinte. »Gefallen Ihnen die Ringe etwa nicht? Sie waren sehr teuer.«

»Das war die Titanic auch«, entgegnete sie.

Er lachte. »Sie gefallen mir. Gnadenlose Ehrlichkeit ist ein guter Anfang, um ein aufregendes Leben zu führen. Sie sind anders als die Menschen hier, diese Gesellschaftsdarwinisten, die glauben, Anpassung sei der beste Weg, um zu überleben. Ja, wenn es nur ums Überleben ginge ... Ich habe diesem Irrglauben abgeschworen. Ich tue, was ich will, und wenn mir acht Klunker an meinen Fingern gefallen, dann trage ich sie, egal was die anderen darüber denken. Im Grunde sind Sie mir sehr ähnlich, Prinzessin Elsa Fa'alua Jensen-Matthes, Sie trauen sich nur noch nicht, Ihre Natur auszuleben.«

»Sieh einer an. Und das meinen Sie nach ein paar Minuten zu wissen, ja?«

»Gewöhnlich habe ich einen ausgezeichneten Instinkt, was Menschen angeht, besonders bei Frauen. Keine der Damen im Saal wird Sie je als eine der Ihren akzeptieren, und seien Sie froh darüber.«

»Sie irren sich.«

»Selbst wenn. Wollen Sie wirklich so sein wie die? Wie Frau Mohnhaupt, die so unterhaltsam ist wie eine Straßenlaterne? Wie Mrs. Odswin-Taylor, die die Ursache für

das Magengeschwür ihres Mannes ist? Wie die Jungfer Bleulich, die wunderschöne Zähne hat, aber Augen, wie man sie sonst nur vom Karneval kennt? Oder gar wie jene marmorgesichtige Moralwächterin, die uns gerade vom Saal aus beobachtet?»

Gemeint war Myrtle Maloy, die vierzigjährige Witwe eines australischen Missionars, deren Blick sich an Elsa und Warwick festgesaugt hatte. An Sonntagen sah sie aus wie die wiederauferstandene Maria Magdalena, ein fleischgewordener Seufzer mit einem Hauch von Heiligenschein. An den übrigen Tagen war sie emsig wie ein Handelsvertreter, angetrieben von dem nie endenden Wunsch, die Menschen von ihrer Ware zu überzeugen. Gottes Botschaft gab es bei ihr im Abonnement, das sie regelmäßig und mündlich in den Häusern auslieferte, immer zur Teezeit. Jeden Nachmittag war sie woanders, bewaffnet mit Bibel und Sonnenschirm, und plauderte bei einem Cookie über das Alte Testament, von dem sie fasziniert war. Noch nicht einmal der Pastor vermochte mit ihrem Wissen Schritt zu halten. Bei Elsa war sie zwei Tage vor der Hochzeit vorstellig geworden und hatte sie auf ihre Glaubensfestigkeit abgeklopft. Elsa, protestantisch erzogen, hatte mit Ach und Krach bestanden.

»Ich finde, wir sollten uns wieder in den Saal begeben«, sagte Elsa.

»Wegen der Maloy? Sie wollen sich dem Terror dieser Person unterordnen, obwohl Sie ihn genauso abstoßend finden wie ich?«

»Ich wünschte, Sie würden mir nicht immerzu sagen, was ich angeblich denke. Und was unser Zusammensein angeht: Es schickt sich nicht, wenn eine Frau und ein

Mann, die nicht Mann und Frau sind, in der Nacht so lange miteinander allein sind.«

»Wie so viele Regeln, ist auch diese idiotisch.«

»Dennoch halten sich alle in Port Rabaul daran.«

»Mit der in Port Rabaul versammelten Dummheit könnte man den ganzen pazifischen Graben füllen. Im Prinzip habe ich nichts gegen Dummheit. Der Jugend beispielsweise sehe ich gerne in ihrer Banalität zu. Schlimm sind nur jene, die so bleiben. Bereits dreißigjährige Dumme sind eine furchtbare Sache, noch ältere sind unerträglich. Deswegen sind Sie und ich ja auch aus dem Saal der Dummen geflohen.«

»Vorsicht, Sie sprechen auch von meinem Mann.«

»Glauben Sie? Nein, ich halte sehr viel von ihm. Seine Fähigkeit, Martinis zu mixen, ist enorm. Vor allem wenn man bedenkt, dass er Deutscher und mit Martinis so wenig aufgewachsen ist wie Briten mit Kuckucksuhren. Glauben Sie mir, vor Kuckucksuhren hisse ich die weiße Fahne. Ihr intelligenter Gatte hingegen stürzt sich mit Verve auf jeden Martini, den er mixen darf.«

Wieder glaubte Elsa, sich empören zu müssen, obwohl sie im tiefsten Innern keine Lust dazu verspürte. Titus Warwick war anders als alle Männer, die sie bisher kennengelernt hatte. So hatte noch niemand in ihrer Gegenwart gesprochen.

»Ich werde mir das nicht länger anhören«, sagte sie.

Just in diesem Moment kam eine der polynesischen Kellnerinnen auf die Terrasse. Sie war in Elsas Alter, hatte eine Haut wie schimmernde Bronze und mit Blumen verflochtenes schwarzes Haar. Elsa konnte sich an ihren Namen erinnern, Iolana, denn als der Hotelier sie vorgestellt

hatte, war ihr der traurige Zug in Iolanas wunderschönen Augen aufgefallen. Sie hatte die Frau gefragt, woher sie komme, und Iolana hatte geantwortet, sie sei Tahitianerin.

»Verzeihen Sie die Störung, Ma'am, Sir, das Dessert wird in wenigen Minuten serviert.«

»Danke. Ich komme gleich.«

Die Art, wie Titus Warwick die Polynesierin anblickte, war unmissverständlich. Elsas Herz schlug heftig. Sie war nicht nur wütend auf den ungenierten Engländer, sondern seltsamerweise – und ungerechterweise – auch auf Iolana. Sie verglich deren Schönheit mit ihrer eigenen. Elsa hatte von ihrem Vater den herben Zug der Seemannsahnen bekommen, der einzige deutsche Erbteil, auf den sie gerne verzichtet hätte. Trotzdem war Elsa nicht neidisch, zumindest glaubte sie das, denn sie war es noch nie gewesen und kannte sich damit nicht aus. Ihre Wut auf Iolana rührte von einem anderen Gefühl her, und das irritierte sie.

»Kein Wunder, dass die Gesellschaft Sie verachtet, Mister Warwick«, empörte sie sich.

Ihr plötzlicher Ausbruch ließ ihn ungerührt. »Die Gesellschaft verachtet mich, weil ich jene Sünden begehe, von denen sie sehnsuchtsvoll träumt. Ich liebe nun einmal Frauen, die keinen Hutkoffer besitzen, einfache Frauen, Weiber ...«

Sie unterbrach ihn. »So langsam verstehe ich Ihre Vorliebe für Vulkane, das Urzeitliche scheint Ihnen allzu sehr im Blut zu liegen, Mister Warwick. Vielleicht ist es besser, wenn Sie nicht zum Dessert bleiben. Bitte respektieren Sie meinen Wunsch und gehen Sie, und vergessen Sie Ihre ... Paulette nicht.«

Sie verweigerte ihm jeden weiteren Blickkontakt und

starrte zum Strand, wo im Lichte von Fackeln ein paar Mädchen Fangen spielten. Ihr Gelächter klang für Elsa wie die Melodie der eigenen Kindheit, die sie ebenfalls nur als Zuschauerin, nicht als Beteiligte verbracht hatte.

Als sie sich umwandte, war Titus Warwick fort, und den Platz, auf dem er gestanden hatte, hatte Myrtle Maloy eingenommen. Das mit Mondlicht gemischte Dunkel zeichnete schnittartige Konturen auf ihr glattes Gesicht.

»Sie haben ihn weggeschickt, Mrs. Matthes? Das war eine gute Tat. Dieser Unhold passt nicht auf ein Fest, das einen göttlichen Bund feiert. Ich bin sehr stolz auf Sie.«

Aus irgendeinem Grund, den Elsa nicht näher erforschen wollte, machte Myrtle Maloys Stolz sie traurig.

Etwas später waren alle weiblichen Gäste gegangen, ebenso die älteren Herren, die zu Bismarcks und Queen Victorias besten Zeiten geboren worden waren und daher viel Wert auf Form legten. Übrig geblieben waren Hennings Freunde, Söhne von Beruf, Partylöwen aus Passion, Jungesellen im Geiste. Sie saßen mit aufgebundenen Schlippen und geöffneten Kragen um einen runden Spieltisch, und jedes Mal, wenn sie eine Karte ausgespielt hatten, tranken sie einen Schnaps oder zündeten sich eine Zigarette an. Iolana versorgte sie mit neuen Flaschen und Zigarrillos, wofür sich die Herren mit zärtlichen Berührungen bedankten, die Iolana kommentarlos hinnahm.

Henning ließ sich von seinen Freunden verführen. Nach jedem Spiel sagte er: »Jetzt muss ich aber los, Jungs. Ihr wisst schon, Hochzeitsnacht, die Pflicht ruft.« Es wurde gelacht, jemand sagte etwas, teilte die Karten aus, und eine neue Runde begann: »Na gut, letztes Spielchen.«

Um Mitternacht ging Henning das Bargeld aus, und er unterschrieb einen Schuldschein.

Elsa trat zu ihm. Sie rang sich ein zärtliches Lächeln ab, legte ihm von hinten die Hände auf die Schultern und sagte: »Kommst du, Henning?«

Er liebte ihre Hände, und eine Sekunde lang fühlte Elsa sich belebt, optimistisch, voller Dankbarkeit. »Gleich, Prinzessin«, sagte er. Kurz darauf unterschrieb er den zweiten Schuldschein.

Sie überlegte, ein wenig fordernder zu werden, denn spielen konnte Henning jeden Abend, wohingegen eine Hochzeitsnacht etwas Einmaliges war. Doch sie traute sich nicht. Zu fordern, zu widersprechen und zu maßregeln wollte gelernt sein, und wann hatte sie je Gelegenheit dazu gehabt? Man hatte stets *von ihr* verlangt, man hatte *sie* zurechtgewiesen. Sie wusste noch nicht einmal, welche Worte sie wählen sollte, geschweige denn dass sie den Mut aufgebracht hätte.

Sie unternahm einen weiteren, sehr sanften Versuch: »Ich bin sooo müde.«

»Nur noch ein Spiel.«

Kurz darauf ging Elsa in den Festsaal zurück, die Luft im Spielzimmer war ihr zu stickig. Dort saß sie allein, unterhalten nur von einem unermüdlichen Grammophon, auf dem sich Walzerplatten drehten, die zwar die Stille, nicht aber das Alleinsein vertrieben. Ihre ganze Sehnsucht galt dem Bett und Hennings Körper. Die Geigen von Johann Strauß sangen sie schließlich in den Schlaf. Quer über drei Stühle lag sie da, mit ihrem Hochzeitskleid als einziger Bedeckung, und träumte von irgendetwas Schönem, das sie jedoch unmittelbar nach dem Erwachen vergaß.

Sie hörte laute Rufe, irgendein Durcheinander, und eilte ins Nebenzimmer. Hinter dem Tisch lag Henning auf dem Boden, bewusstlos, umringt von seinen angetrunkenen Freunden. Der nüchternste von ihnen kippte ihm Wasser ins Gesicht, Glas auf Glas. Die anderen wirkten hilflos und gaben mit ihren wankenden Körpern, glasierten Blicken und zitternden Zigarillos in den Mundwinkeln eine schlechte Figur ab. Einer zählte sogar sein Geld.

»Holen Sie einen Arzt, schnell!«, rief Elsa.

»Der Hotelboy ist schon zum Doktor unterwegs«, sagte Iolana, die ein wenig abseits stand.

Elsa beugte sich über ihren Mann. Sein Atem war flach, aber beständig. Sie streichelte Hennings Stirn, küsste sie ... Mehr wusste auch sie nicht zu tun, außer ihn vor der Unfähigkeit seiner Freunde zu beschützen.

»Hören Sie auf, ihm Wasser ins Gesicht zu schütten. Sie werden ihn noch ertränken.«

»Henning kann was ab, er braucht keinen Arzt«, lallte der Angesprochene mit jener Art von Stimme, die vergeblich versucht, nicht zu lallen.

»Das entscheide immer noch ich.«

»Wie Sie meinen, Gnädigste.«

Hennings Freunde tröpfelten einer nach dem anderen hinaus. Nun waren nur noch Elsa, ihr bewusstloser Gatte und Iolana im Raum. Die Luft war schwer vom Schnapsgeruch, und die kleinen Jugendstillampen tauchten das Zimmer in ein gelbliches, dubioses Licht. Elsa verzog den Mund, sie verstand nicht mehr, wieso sie ausgerechnet in diesem Hotel Hochzeit gefeiert hatte. Gut, es galt als das beste Haus am Platz. Aber mit einem Mal fielen ihr Dinge auf, die sie vorher nicht wahrgenommen

hatte: die angekratzte Täfelung, das schwere, massive Interieur, die wenig liebevolle Dekoration. Zusammen mit den Flaschen und Spielkarten auf dem Tisch, dem starken Geruch und dem schwachen Licht hatte dieses Hotel etwas Muffiges an sich, etwas Stilloses, und die plötzliche Erkenntnis betraf auch Hennings Freunde – sie streifte sogar ihn selbst, den frischvermählten, betrunkenen Gatten. Konnte es sein, dass sie sich in Henning getäuscht hatte? Dass es eine Seite an ihm gab, die ihr bisher verborgen geblieben war?

Nein, sagte sie sich. Sein Gesicht war so rein und hell, man erkannte ja noch den Buben darin. Wie konnte sich jemand mit diesem Aussehen an solche Freunde verschwenden, die ihn ausnahmen und abfüllten? Er selbst war unschuldig, naiv, beeinflussbar, und Elsa nahm sich in diesem Augenblick vor, stärker auf ihn einzuwirken, als sie es vorgehabt hatte. Sie sah sich bereits in einem intimen Gespräch mit seiner Mutter, die sie genau darum bat. Dieses Fantasiebild erfüllte sie, inmitten der Sorge um ihren Mann, mit großer Befriedigung.

»Alkoholvergiftung.«

Der Doktor sprach es mit einem Gleichmut aus, als diagnostizierte er eine Blähung. Er war ein junger Mann, ungefähr in Hennings Alter, großgewachsen, schlank, markantes Kinn, braune Augen. Seine Haut war von der Südseesonne bronziert, und sein brünettes Haar war länger und voller, als man es von Akademikern im Allgemeinen und Ärzten im Besonderen kannte. Die oberen drei Knöpfe seines Hemdes standen offen, die Brusthaare waren zu sehen. Der zerknitterte Leinenanzug, den er

trug, war wohl einmal weiß gewesen, mit der Zeit aber ungleichmäßig eingedunkelt, was seinen Träger in Elsas Augen ein bisschen schäbig wirken ließ. Dennoch strahlte er Kraft und Entschlossenheit aus, zugleich eine große Ruhe.

Er schloss die Arzttasche.

»Und nun?«, fragte Elsa.

»Knöpfen Sie ihm das Hemd auf, legen Sie ihm ein Kissen unter den Kopf, machen Sie es ihm hier, wo er liegt, so bequem wie möglich, und wenn er aufwacht, geben Sie ihm viel Wasser zu trinken. Ich lasse Ihnen ein Schmerzmittel da, aber verabreichen Sie es ihm frühestens drei Stunden, nachdem er aufgewacht ist.«

»Das ist alles?«

»Das ist alles.«

Elsa schnaufte. »Doktor ... Doktor ...«

»Richter. Max Richter.«

»Doktor Richter. Ich warte seit zwei Stunden auf Ihr Kommen, und Sie tun nichts, außer ihm Wasser zu verschreiben.«

»Ich konnte nicht schneller kommen. Bei einer Eingeborenen hatten die Wehen eingesetzt, sie waren schon überfällig.«

»Man muss doch irgendetwas gegen eine Alkoholvergiftung tun können!«

»Ja, man kann weniger Alkohol trinken.«

Diese Spitze nahm Elsa endgültig gegen den Arzt ein. Natürlich wusste sie, dass er recht hatte, doch sie spürte seine Abneigung gegen Henning, und das ließ sie nicht gelten.

»Verzeihen Sie, aber für einen Arzt ist das eine idioti-

sche Bemerkung. Gegen einen verstauchten Fußknöchel empfiehlt es sich, im Vorfeld einen Fehltritt zu vermeiden. Lassen Sie den Knöchel deswegen auch unbehandelt?»

Er sah sie gelassen an. »Ich könnte ihm eine Infusion legen, wie ich es bei Ihrem Mann schon vier- oder fünfmal gemacht habe.«

Erneut eine Spitze, die diesmal sogar noch tiefer drang. Die Verachtung des Arztes für seinen Patienten verletzte Elsa ebenso wie das Entsetzen darüber, dass Hennings Verhalten nicht einmalig war.

»So tun Sie es doch endlich! Legen Sie die Infusion!«

»Ich habe keine Infusionsflaschen mehr. Der Nachschub aus Australien kommt unregelmäßig.«

»Das kann überhaupt nicht sein!«, widersprach Elsa erregt. »Mein Hochzeitskleid ist pünktlich mit dem Postschiff aus Darwin eingetroffen.«

Der Arzt nickte. »Bedauerlicherweise gibt es eine Reihe von australischen Zollbeamten, die Hochzeitskleidern eine höhere Priorität einräumen als medizinischen Gütern. Es tut mir leid, aber ich kann im Moment nichts für Ihren Mann tun. Zu Ihrer Beruhigung will ich Ihnen sagen, dass er bisher noch jede Alkoholvergiftung überstanden hat. Ich sehe ihn nicht in akuter Gefahr.«

In diesem Moment meinte Elsa einen geradezu mitleidigen Blick Max Richters auf sich zu spüren, so als wolle er sagen: Arme Frau, du hast etwas Besseres verdient. Oder auch: Arme, dumme Frau. Und das von einem Mann in einem alten, zerknitterten Anzug und abgetragenen Schuhen!

Als er sich zum Gehen wandte, rief sie ihm nach: »Ich glaube Ihnen kein Wort.« Sie konnte nicht mehr an sich

halten. Gekränkter Stolz, Verwirrung und ein verkorkster Abend lasteten auf ihr und brachten Gefühle hervor, von denen sie gar nicht gewusst hatte, dass sie sie besaß. Wann war sie je derart zornig gewesen? Wann hatte sie je einen anderen Menschen beleidigt?

»Wie bitte?«, fragte der Arzt.

»Ich sagte, ich glaube Ihnen kein Wort«, wiederholte sie mit zitternder Stimme. »Sie haben etwas gegen Henning, geben Sie es ruhig zu.«

Er zögerte, fragte: »Bestehen Sie auf einer Antwort?«

»Oh ja, nur zu, ich will es wissen. Nehmen Sie keine Rücksicht.«

»Also bitte. Es stimmt, ich halte nicht viel von ihm. Er ist eitel und arrogant, ein Spieler und Säufer, und wenn ich überhaupt etwas Gutes über ihn zu sagen wüsste, dann dass er sich selbst mehr schadet als anderen. Im Großen und Ganzen ist er mir jedoch ziemlich egal, so wie die meisten Weißen, die hier leben.«

»Sind Sie fertig?«

»Ja.«

»Jetzt bin ich dran. Sie sind ein Lügner. Sie haben durchaus Infusionen, aber Sie halten sie zurück, und Sie sind nie im Leben zwei Stunden lang von einer Geburt aufgehalten worden, sondern haben in dieser Zeit Däumchen gedreht. Südseefrauen rufen keine Doktoren, sie bringen ihre Kinder seit Jahrtausenden ohne europäische und amerikanische Hilfe zur Welt.« Elsa deutete auf Iolana, die sich außerhalb der Lichtkegel in einer Ecke aufhielt. »Sagen Sie es ihm! Sagen Sie ihm, was er für ein Narr ist, uns eine solche Lüge aufzutischen.«

Iolana trat einen Schritt aus dem Dunkel, wechselte ei-

nen Blick mit dem Arzt und senkte den Kopf. In dieser Haltung verharrte sie schweigend, was Elsa ein weiteres Mal gegen sie aufbrachte.

Max Richter stellte die Tasche ab und rieb sich die Augen. Für ein paar Sekunden war er nicht mehr der Arzt, der Henning verachtete, sondern ein überarbeiteter, kraftloser Mensch, dem sie einen Schlag versetzt hatte. Sobald er jedoch die Arzttasche wieder ergriffen hatte, kehrte seine Souveränität zurück.

Mit beinahe provokativer Milde sagte er: »Es war eine Steißgeburt, das Kind lag falsch. Ich konnte es retten, aber die Mutter habe ich verloren. Guten Abend, Frau Matthes. Ach, übrigens, herzlichen Glückwunsch.«

Frau im Herrenclub

Elsa und Henning bewohnten die oberste Etage eines Handelskontors in Simpson Harbour, dem Hafenviertel von Port Rabaul. Henning hatte nur drei Tage für seine Wiederauferstehung benötigt, er hatte sich bei Elsa für den misslungenen Abend entschuldigt und Besserung gelobt. Damit war das Thema für Elsa erledigt. Es lag ihr nicht, sich an Dingen abzuarbeiten, die unabänderlich waren, und was war unabänderlicher als die Vergangenheit? Als Waise und Mischling hatte sie früh gelernt, mit besiegelten Fakten umzugehen. Außerdem war ihr die Erinnerung an ihren Hochzeitsabend auch aus ganz persönlichen Gründen unangenehm, daher fiel es ihr nicht schwer, so zu tun, als hätte es ihn nie gegeben.

Elsa richtete den Blick nach vorn. Sie gestaltete das provisorische Zuhause, in dem sie lebten, so behaglich wie möglich. Die meisten Möbel waren schon da, denn Henning hatte das Kontor bereits vor ihrer Hochzeit bewohnt, aber Elsa ergänzte dies und das an der einen oder anderen Stelle, tauschte Geschmackloses aus, sorgte für mehr Farben und Licht ... Henning bemerkte ihre kleinen Erfolge durchaus.

»Sieh an, hat meine Prinzessin wieder Geld ausgegeben?«, sagte er oft lächelnd, wenn er nach Hause kam. »Was ist es heute? Eine Schale?«

»Ich fülle sie mit Wasser und lasse Blüten darin schwimmen.«

Er küsste sie. »Eine hübsche Idee.«

Auch ihre europäische Garderobe erwähnte er lobend, mehr noch, er ermutigte sie sogar, weitere Kleider zu kaufen. Sie konnte sich glücklich schätzen, welcher Mann animierte seine Frau schon zum Einkaufen!

»Müssen wir nicht ein bisschen vorsichtig mit dem Geld sein?«, fragte sie.

»Wie kommst du denn darauf?«

»Ich dachte nur so.«

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen, Prinzessin.«

Das zu hören bereitete Elsa großes Vergnügen – wie es den meisten Frauen ergangen wäre. Viel wusste sie jedoch mit diesem Freibrief nicht anzufangen. Schmuck beispielsweise hielt sie für absolut überflüssig, denn sie fand, dass ein Blütenzweig im Haar ein Diadem bei Weitem an Schönheit übertraf und dass die Wirkung einer duftenden Holzperlenkette größer war als die eines Colliers aus Smaragden. Wenn überhaupt, trug sie ein wenig Silber, weil ihr gefiel, wie das Mondlicht es zum Leuchten brachte. Henning lächelte über so manche ihrer Ansichten, aber er tat es stets auf eine gerührte, gütige Weise, so wie ein Vater über die harmlosen Eskapaden seiner Lieblingstochter lächeln würde. Das gefiel Elsa.

Die Ehe mit Henning war frei von Streit und angefüllt mit Zärtlichkeit. Elsa fühlte sich umso wohler, je näher er ihr war. Sie konnte nicht genug von diesem wunderbar glatten und straffen Körper bekommen, der sich fast jede Nacht an sie schmiegte. Er dagegen fand tausend

Möglichkeiten, ihr zu zeigen, wie viel er für sie empfand: die kleinen Bisse in ihren Hals, die sie so mochte, das Blütenöl, mit dem er sie massierte, die Geschenke, die er fast täglich mitbrachte ... Manche erfreuten Elsa besonders, etwa der Fotoband über Deutschland. Andere fand sie weniger gelungen, zum Beispiel den Singvogel, der in einem Käfig saß und trällerte. Wozu ein eingesperrter Vogel, wenn die tropischen Wälder ringsherum überquollen von Gezwitscher? Doch sie ließ sich nichts anmerken und verliebte sich in die Geste mehr als in das jeweilige Geschenk.

Elsa liebte die Matupi Bay, ja, die ganze Halbinsel Matupi, mit Port Rabaul dagegen konnte sie wenig anfangen. Sie langweilte sich, da die Einladungen ausblieben, auf die sie gehofft hatte. Zwar fand sie das, was die Weißen Konversation nannten, außerordentlich anstrengend, aber sie schob es darauf, dass sie darin ungeübt war. Die Stadt selbst bot leider kaum Abwechslung. Es gab ein paar Läden für Stoffe, Lebensmittel und Porzellan, einen Herrenclub, die Kirchengemeinde, zwei Schulen und das Hotel »Kronprinz« nebst Gastronomie, alles hübsch aufgereiht an der geteerten Hauptstraße gelegen. Dahinter die saubere Siedlung der Europäer und Australier und am Stadtrand die Hütten der Chinesen, Filipinos und der einheimischen Tolai. Unmittelbar danach kam schon der Buschwald, der zu meiden war. Die Plantagen der Europäer, auf denen Vanille, Muskat, Kakao und tropische Früchte wuchsen, befanden sich außerhalb von Elsas Reichweite. Nach einer halben Stunde war ihr Rundgang jedes Mal zu Ende. Elsa wurde selten angesprochen, und sie wagte noch seltener, das Wort an andere Leute zu

richten. Die Auslagen in den Schaufenstern änderten sich nur monatlich.

Meistens verlängerte Elsa ihren Spaziergang, indem sie den braunen Kindern am Strand zusah. Von den Klippen aus warfen sie ihre Angelschnüre ins Meer, oder sie halfen ihren Vätern beim Flicken der Netze, tauchten nach See gurken, Seeigeln und Muscheln, pfl egten die Austernbän ke und rangen und schwammen miteinander. Die Misch lingskinder in ihren blau-weißen Schuluniformen gingen mit neidischen Blicken und arrogant erhobenen Häup tern an ihnen vorüber, und die Kinder der Weißen mach ten ihre Witze über die einen wie auch die anderen.

Am liebsten blieb Elsa in Simpson Harbour, dem Hafenviertel, in dem sie wohnte.

Im dritten Ehemonat, nachdem sie sich in der Nacht geliebt hatten und sich in den Armen lagen, teilte ihr Henning jedoch mit, dass sie bald ins Umland von Port Rabaul ziehen würden.

»Wir werden bei Paul Vandervalt wohnen. Du kennst ihn von der Hochzeit.«

Oh ja, sie kannte ihn. Er hatte damals sein Geld gezählt, während Henning bewusstlos auf dem Boden lag.

»Bei deinem Freund Paul? Zur Untermiete?«

»Er hat eine Villa, meinerwegen auch Hazienda, Manor, Gutshof oder Ranch, und er wohnt dort ganz allein ... abgesehen vom Personal, versteht sich. Ein herrschaftliches Anwesen wie dieses ist für uns genau das Richtige. Wir werden dort viel mehr Platz haben als hier.«

Diese Nachricht trübte ihre Stimmung. Sie mochte die kleine Wohnung am Hafen. Denn, so seltsam es klang, Elsa hatte sie nicht trotz, sondern wegen ihrer offenkun-

digen Mängel liebgewonnen. Es war nicht viel Platz darin. Ruhig lag sie auch nicht, denn die Quais von Simpson Harbour waren nur einen Steinwurf entfernt. Gerade die Fülle an Stimmen und Bewegungen jedoch belebte Elsa. Oft ging sie, wenn Henning geschäftlich unterwegs war, zum Hafen, wo sie lange dem Ein- und Ausschiffen der Güter und Passagiere zusah, ohne von der Vielzahl der Eindrücke zu ermüden. Wer in diesen Stunden nicht alles an ihr vorbeizog: Amerikaner in gut geschnittenen schwarzen Anzügen und mit weißen Melonen in Begleitung ihrer Sekretärinnen, naserümpfende britische Dandys in pastellfarbenen Jacketts auf der Durchreise, Pastoren der verschiedenen amerikanischen Freikirchen, die um die Herrschaft über die Seelen der Kanaken konkurrierten. Außerdem japanische Auswandererfamilien, die Kinder huckepack in großen Körben auf dem Rücken, unter riesigen Strohhüten gebeugt vorübertrippelnde Chinesen, die noch im Kaiserreich geboren worden waren. Und natürlich die vielen billigen Arbeitskräfte mit freiem Oberkörper, Filipinos, Kaledonier, Polynesier, Melanesier, Mikronesier und die einheimischen Tolai, die die angelieferten Güter schleppten, Getreidesäcke, Hühnerkäfige, Wein- und Bierfässer ... Gelegentlich wurden auch Pferde entladen, ebenso Rinder, Esel und Automobile. Nirgendwo sichtbarer als am Hafen von Port Rabaul, dem Tor zum Pazifik, trafen die Kulturen der Südsee, des fernen Europas und des nahen Asiens aufeinander. Nur ein paar Meter weiter, in den Wohngebieten von Port Rabaul, liefen sie auch schon wieder auseinander und verstreuten sich.

In diesem Gewimmel drückten sich – darüber war Elsa

sich durchaus im Klaren – die enormen Umwälzungen aus, die sich in der Südsee vollzogen. Noch vor einem Lebensalter hatten die Polynesier ausschließlich ihre Götter angebetet, ihre eigenen Rituale begangen, nur sich selbst gedient. Sie hatten keinen Im- und Export betrieben, kein Kreuz und keine Sünde gekannt, spärliche Kleidung getragen, ihre Häuptlinge gewählt, ihre Gesetze und Moral selbst bestimmt ... Aber dann waren die Kanonenboote der Briten, Franzosen, Spanier, Holländer, Deutschen und Amerikaner gekommen und mit ihnen die Soldaten, und dann die Missionare, die Siedler und Kaufleute. Anfangs widerstanden die Polynesier den kulturellen Einflüssen der neuen Herren. Aber so wie die mythische Welt der Artussage, von der Elsa gelesen hatte, war auch die mythische Welt der Polynesier dem Untergang geweiht. Anfangs widerwillig, dann lustlos und schließlich artig hatte man sich der neuen Kultur ergeben. Die Umerziehung war noch im Gange, der Umbruch noch nicht abgeschlossen. In den letzten Winkeln der polynesischen Herzen lebten die alten Götter und Traditionen zwar noch, doch sie wurden von Tag zu Tag schwächer. Elsa war nicht nur ein Kind zweier Kulturen, sondern auch zweier Epochen, und sie blickte mit einer gewissen Wehmut auf das, was im Sterben begriffen war.

Schließlich regten auch die Dampfer Elsas Fantasie an. Sie kamen von überall her, blieben eine Weile und fuhren zurück in die Weite der Welt. Auf einem von ihnen würde sie in nicht allzu ferner Zeit die vertraute Heimat des Pazifiks verlassen und zu einem neuen Ufer aufbrechen, und sie versuchte oft, sich diesen Moment vorzustellen. Melancholie mischte sich dann mit freudiger Erwartung. Ja,

sie würde vieles zurücklassen und vermissen, es vielleicht nie wieder mit ihren Sinnen erleben: die im Glanz der Sonne glitzernden Schwärme fliegender Fische, den smaragdgrünen, im Passat rauschenden Blätterwald, das azurine Meer, wie es weiß über die vorgelagerten Riffe brandet, den Duft brennender Kokosnussschalen, die Fahrt in einem pfeilschnellen Einbaum, eine im Schatten der Feigenbäume verbrachte Stunde mit Freunden ... Sogar das Sternenzelt, zu dem sie seit ihrer frühesten Kindheit aufgeblickt hatte, würde in Europa ein anderes sein.

Trotz alledem strebte sie dem Anblick der neuen Heimat, die sich tief in ihr bereits mit der Langsamkeit einer Blüte öffnete, ungeduldig entgegen. Sie hatte Fotos gesehen, Bücher gelesen. Vor ihrem inneren Auge imaginierte sie einen Gang durch das Watt, den Blick vom Brocken, eine Rheinfahrt und vieles mehr, allerdings blieben diese Bilder ihr enttäuschend fremd. Wie sollte sie sich den Duft der Heide vorstellen, wie den Erdgeruch eines Weinbergs? Dennoch wurde sie nicht müde, es immer wieder zu versuchen. An den Quais von Simpson Harbour gelang ihr dies am besten. Selbst wenn sie nicht dort war, konnte sie vom Balkon der Kontorwohnung aus das eine oder andere bekannte Geräusch aufschnappen und zu träumen anfangen.

Was den beengten Platz in der Kontorwohnung anging: Elsa war von Samoa nichts anderes gewöhnt. Sie hatte zwar in der von den Kolonialmächten für den König erbauten Residenz gewohnt, aber in einem der kleineren Zimmer, zusammen mit einer Tante. Dort, wo sie herkam, war das Haus nur eine Schlafstatt, das eigentliche Leben spielte sich im Freien ab. In einer großen Wohnung ohne

muntere Gesellschaft drumherum, so fürchtete sie, würde sie sich verloren vorkommen.

Der Umzug stimmte Elsa traurig. Sie verstand und akzeptierte jedoch, dass Henning all das nicht so sah wie sie. Er war nun mal anderes gewöhnt als sie.

In räumlicher Hinsicht war Vandervalts im Kolonialstil erbaute Villa eine Verbesserung. Sie lag im Herzen einer bedeutenden Kokosplantage, und wer in dem Rondell auf dem Dachfirst stand und auf das rauschende grüne Meer des Palmenhains sowie auf die schnurgeraden, sternförmig ausstrahlenden Wege niederblickte, hätte meinen können, er befände sich im Herzen eines Königreichs. Tatsächlich waren es über zwei Stunden Fußmarsch bis Simpson Harbour, womit Elsas tägliche Besuche des Hafens ein Ende hatten. Anfangs nahm sie den Einspänner, bis Henning ihr klarmachte, dass es in Port Rabaul nicht gern gesehen wurde, wenn eine Frau ohne männliche Begleitung ausfuhr.

»Aber wenn ich allein spazieren gehe, stört sich doch auch niemand daran.«

»Das ist nicht dasselbe, Prinzessin.«

Warum es nicht dasselbe war, konnte er ihr nicht erklären. Allein spazieren gehen ja, allein ausfahren nein. Es handelte sich demnach um eine jener europäischen Regeln, von denen sie schon lange vor der Heirat gewusst hatte, dass sie sich daran anzupassen hatte. Elsa war dazu bereit und gab sich große Mühe. Von dem Tag an, an dem sie als Kind beschlossen hatte, Europäerin zu werden, hatte sie in Kauf genommen, dass ihre samoanischen Wurzeln nach und nach gestutzt und die deutschen gestärkt



Sarah Benedict

Das Haus der blauen Schmetterlinge

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38187-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2014

Ein traumhafter Strand birgt ein dunkles Geheimnis ...

1932, Port Rabaul in der Südsee. An einem Traumstrand heiratet die samoanische Prinzessin Elsa Fa'alua den deutschen Handelsmann Henning Matthes. Ihm zuliebe will sie die Insel der Orchideen und blauen Schmetterlinge verlassen und in seine Heimat ziehen. Doch Hennings Spielsucht treibt ihn in die Flucht von der Insel. Auf sich allein gestellt findet Elsa Unterschlupf in der Villa eines mysteriösen Engländers, über den wilde Gerüchte kursieren ... Bei ihm lernt sie Paulette und Iolana kennen, mit denen sie eine unverbrüchliche Freundschaft teilen wird – und ein gefährliches Geheimnis.